

Begrenzende Faktoren in der Resozialisierungsarbeit

Judy Ritter, Kronberg

Gewisse Einstellungen und unbewußte Fantasien von Mitarbeiterinnen in der Resozialisierungsarbeit wirken sich in bezug auf die Realisierung der Resozialisierungsaufgabe hemmend aus. Diese Gedanken entstammen einer mehrjährigen Supervision mit fünf hauptamtlichen Mitarbeiterinnen eines Resozialisierungsprojektes. Ihre Aufgabe war die Konzeptualisierung und Durchführung von berufsausbildenden Programmen für weibliche Insassen einer Justizvollzugsanstalt (JVA). Ihre Tätigkeit schloß die Werbung der Teilnehmerinnen, Lehrtätigkeit sowie Anleitung der Berufsausbilder ein. Sie waren bemüht, die eigene resozialisierende, berufsbildende Identität deutlich zu machen, während sie gleichzeitig versuchten, den Bedingungen des Strafvollzugs Rechnung zu tragen. Sie arbeiteten, wo eine Koordination angezeigt erschien, mit Bediensteten der JVA zusammen. Ihre Position in der JVA war u. a. dadurch gekennzeichnet, daß sie weder sich selbst, noch Teilnehmerinnen „durchschließen“ konnten. Sie bedienten sich einer intensiven pädagogischen Beziehung, um ein neues Verhältnis zu Strukturen und Grenzen zu vermitteln. In der Gruppe mußten sie verstehen lernen, was die Insassen mit ihrem Protest gegen die Grenzen wirklich meinten; sodann versuchten sie, eine Verbindung zwischen dem Protest und der zukünftigen beruflichen Realität herzustellen. Aufgabe der Supervision war es, die pädagogische Arbeit auf verschiedenen Tätigkeitsebenen zu reflektieren. Ich habe versucht, alle besprochenen Probleme in bezug zu der vorgegebenen Aufgabe, in diesem Fall zu dem Resozialisierungsziel zu setzen.

Da meine Klientinnen innerhalb der JVA keine Schlüssel besaßen, ähnelte ihre Stellung der von anderen externen Betreuern in der Anstalt. Die Supervisionssitzungen fanden außerhalb der Anstalt statt. Die unklare institutionelle Einbettung des Projekts, die mit der Frage zusammenhing: „Welcher Träger ist bereit, dem Projekt die notwendige Unterstützung zu gewähren?“ wirkte sich auch auf die Arbeit aus. Das Team mußte trotz ständig wechselnder Struktur des Projekts (Finanzierung, etc.) den Auszubildenden im Gefängnis auf alle Fälle einen konstanten, verlässlichen

Rahmen bieten, um die Bedingungen für Resozialisierungsarbeit zu schaffen. Dieser Faktor wird seitens der verschiedenen Geldgeber des Projekts, d. h. Kommune, Justiz, Arbeitsamt u. a. m. vermutlich unterschätzt. Ich hoffe, daß diese Gedankengänge Mosaiksteine enthalten, die der Resozialisierungsarbeit in anderen Kontexten von Nutzen sein können.

Angeregt von Arbeiten¹ über die Dynamik von Institutionen bin ich zur der Auffassung gekommen, daß es in Institutionen gewisse psychische und psychosoziale Vorgänge und Zusammenspiele gibt, die die Arbeit in diesen Feldern stark beeinflussen. Sie sind manchmal wenig offenkundig, aber es ist wichtig, sie zu entdecken und zu verstehen, denn ihre Wirkung ist stets vorhanden. In einer sogenannten totalen Institution, wie es ein Gefängnis ist, wird die Auswirkung solcher Institutionsdynamik verstärkt dadurch, daß der Austausch mit der Außenwelt verhältnismäßig gering und vermittelt ist. Fantasien und Rollenzuschreibungen entwickeln sich in dieser abgeschirmten Atmosphäre, die sich draußen anders überprüfen ließen. Wenn man die Realität nicht ändern kann, kann man zumindest versuchen, sie in Rechnung zu stellen. Ich möchte einige grundlegende psychische Mechanismen zwischenmenschlicher Beziehungsvorgänge vorstellen, die die Realität dieses Projekts in einer JVA mitprägten. Ich werde auf die drei Vorgänge der *Spaltung*, der *projektiven Identifikation* und der *Idealisierung* näher eingehen. Im Rahmen des Resozialisierungsprojekts waren sie meist subtil miteinander verwoben. Aber für den Zweck der Diskussion soll versucht werden, diese Vorgänge getrennt darzustellen. Ich möchte zeigen, wie diese Prozesse funktionieren und welche Inhalte mit ihrer Hilfe unbewußt abgehandelt wurden. Vor allem möchte ich die spürbare Auswirkung dieser Prozesse auf die Resozialisierungsarbeit deutlich machen. Schließlich sollen neue Beziehungsformen, die sich entwickelt haben, vorgestellt werden. Sie stellen alternative Möglichkeiten der Arbeit innerhalb einer JVA dar. Ich möchte hervorheben, daß die hier dargestellten Beispiele aus einer abgeschlossenen Supervisionsphase stammen.

Die Tendenz zur *Spaltung* im Hinblick auf den psychischen Umgang mit Beziehungen in Institutionen ist verbreitet. Der Vorgang des Spaltens besagt, daß man die Welt in gute und schlechte Beziehungsobjekte unterteilt. Die vereinfachende Polarität *gut/böse* verfälscht die Realität, die zudem auch immer durch Ambivalenzen und widerstrebende Tendenzen gekennzeichnet ist.

Die Institution *Gefängnis* grenzt gewisse Gruppen faktisch ab und dies begünstigt die Tendenz, in entgegengesetzten Kategorien zu denken. Schließlich ist man entweder drin oder draußen. Auch die Mitarbeiterinnen des Projektes tendierten dazu, die Welt in gute und böse Teile zu spalten. Sie unterschieden sich vermutlich von der landläufigen Meinung dadurch, daß sie die Gefangenen als interessiert, lernbegierig, allerdings oft sozial benachteiligt erlebten. Die

Gefangenen standen für sie als die *Guten* und die *Armen* da, denen es zu helfen galt. Dagegen waren die *Bösen* diejenigen in der Gesellschaft, die es verantworteten, daß diese Frauen schlechte Startchancen hatten; ferner waren die *Bösen* alle diejenigen, die das Resozialisierungsprojekt (verstanden als Projekt für die armen Frauen) behinderten. Die spaltende, polarisierende Sichtweise ist immer eine unrealistische und ist auch meist, wie es hier der Fall war, kaum bewußt. Denn es ist nicht einfach zu erkennen, was sich im Felde abspielt, wenn man selbst ein Teil des Feldes ist. Bemerkenswert ist hier die Tatsache, daß die Gefangenen so ausschließlich positiv erlebt werden. Sadistische Impulse scheinen auszubleiben. Die geschilderte Denkweise hat jedoch Auswirkungen, die wenig wünschenswert sind. Waren die Gefangenen wirklich so ausschließlich „gut“, oder lag es im Interesse der Mitarbeiterinnen, sie als „gut“ zu sehen? Behalten wir im Auge, daß die Gefangenen die Personen sind, mit denen die Mitarbeiterinnen im Arbeitsprozeß zusammen eingeschlossen sind. Die Mitarbeiterinnen könnten sich auf den guten Willen der Gefangenen z. T. angewiesen fühlen. Es würde auf jeden Fall helfen, etwaige eigene Ängste zu verleugnen, wenn man diesen Personenkreis als „gut“ erleben könnte. Wenn man, aus welchen Gründen auch immer, die „Güte“ von Personen ungefragt setzt, geht dies in der Folge auf Kosten der Entwicklung dieser Personen, denn negative Aspekte des Selbst können so schwer gesehen und akzeptiert werden.

Oft tritt *projektive Identifikation* auf, manchmal mit Spaltung verbunden. Hierbei werden Teile des Selbst in eine andere Person oder Personengruppe projiziert. Diese Selbstanteile werden fortan dem anderen Menschen oder Kreis zugeschrieben und nicht dem Selbst. Man projiziert z. B. gute Selbstanteile auf ein sogenanntes Idealobjekt, d. h. man legt gute Eigenschaften des Selbst in einen anderen hinein und identifiziert sich mit diesem dann; oder man kann aggressive Selbstanteile auf Objekte projizieren, die dann in der eigenen Vorstellung zu bösen, verfolgenden Objekten werden, während man selbst die eigenen aggressiven Anteile nicht mehr bei sich erkennt. Die Teammitglieder projizierten ihre aggressiven Regungen in das Umfeld um die Gefangenen herum, während sie ihre friedfertigen Impulse eher in die Gefangenen hineinlegten. In der Folge nahmen sie diese auch als friedfertig wahr. Die Teammitglieder leugneten damit sowohl die eigenen aggressiven Impulse wie auch die der Gefangenen. Etwaige Auflehnungsbereitschaft der Gefangenen wurde als kontextbedingt verstanden, d. h. die Umwelt und andere Umstände wurden dafür verantwortlich gemacht. Die Wünsche der Mitarbeiter, sich gegen das Ungerechte aufzulehnen, wurden un bemerkt in die Gefangenen projiziert, und diese wurden dann zu positiven Identifikationsfiguren, wenn sie sich zur Wehr setzten.

Durch *Idealisierung* steigert man die Bedeutung einer anderen Person in der eigenen Wertschätzung unangemessen.

Die Mitarbeiter waren davon fasziniert, daß einige Auszubildende ausgiebige Erfahrungen in der Prostitutionsszene hatten. Die Beziehungslosigkeit dieses Geschäftes und seine daraus folgende menschliche Leere wurden verleugnet; statt dessen wurden diese Frauen als sexuell potent erlebt. Die fantasierte finanzielle Potenz vollendete das Bild, das die Mitarbeiterinnen von diesen Auszubildenden hatten. Diese Fantasien machten manche Gefangenen zu schillernden Identifikationsfiguren für die Mitarbeiterinnen. So z.B. verherrlichten es die Mitarbeiterinnen, daß die Auszubildenden gegen eintönige Arbeitsabläufe protestierten. Schließlich bewunderte das Team die Gefangenen dafür, daß sie das Leben in der Anstalt, in der geschlossenen Institution aushielten.

Neben diesen vorbewußten Einschätzungen oder vielleicht als Rationalisierung tauchten ab und zu Zweifel auf, ob die Gefangenen überhaupt jemals Interesse daran haben könnten, die erlernten Berufe auszuüben. Die Mitarbeiterinnen wußten zwar, daß die meisten straffällig geworden waren, weil ihre sozialen und beruflichen Fähigkeiten nicht ausreichten, um mit dem Leben innerhalb der Grenzen des Gesetzes fertig zu werden. Aber andererseits fantasierten die Mitarbeiterinnen, daß die Gefangenen sich gut durchschlagen könnten, und daß das Angestelltendasein in einem erlernten Beruf deswegen völlig uninteressant sein würde. Auf der faktischen Ebene muß man feststellen, daß das Team keineswegs auf gesichertem Posten und unkündbaren Verträgen saß. Die Teammitglieder fragten sich häufig, wie lange sie unter den Bedingungen der ständigen Unsicherheit durchhalten könnten. Ihre Zweifel, ob das Programm für die Gefangenen attraktiv war, war auch zum Teil eine Projektion der eigenen Unzufriedenheit über die Sisyphusarbeit vis-à-vis den vielen Trägern des Projekts. Spätere vorsichtige Vergleiche der eigenen abhängigen Lage mit der Lage der Gefangenen in manchen Situationen unterstützen diese Hypothese.

Die verschiedenen Facetten dieses Bildes mögen unlogisch erscheinen. Auf der bewußten Ebene widersprechen sie sich gewiß. Vorbewußt sind sie ein Produkt der Psyche, die bemüht ist, die eigene Angst zu reduzieren und zu binden. Das Wichtige an diesen Beispielen ist jedoch, in welchem Maße und wie sie die Resozialisierungsarbeit beeinflussen. Wir können erkennen, daß es nicht egal ist, ob die pädagogischen Mitarbeiterinnen die Institution und ihr Umfeld unbewußt in gute und schlechte Teile spalten, ob die Mitarbeiterinnen Eigenschaften von sich in die Straffälligen oder in andere Gruppen projizieren, ob die Straffälligen aus verschiedenen Gründen teilweise idealisiert werden oder nicht, denn diese Vorgänge beeinflussen entscheidend die Wahrnehmung. Was die Straffälligen wirklich sind oder nicht sind, geht verloren, wenn die unbewußten Wünsche und Ängste von Mitarbeiterinnen ihre Sicht prägen.

Die oben geschilderte Art, die Straffälligen zu sehen, kann handfeste Konsequenzen für die Interaktion mit ihnen haben. Mit einem armen, bedauernswerten Opfer geht man schonend um. Mit friedlichen Opfern hat man keine Veranlassung zu Auseinandersetzungen. An bewunderte Objekte richtet man keine Kritik. Von Personen, die schon vieles durchhalten müssen, verlangt man nicht noch mehr

Durchhaltefähigkeit. Ein Gefühl, Trostpflaster verteilen zu wollen, macht sich breit. Weil die Umgebung so geregelt ist, weil die Vergangenheit so unbarmherzig gewesen ist, möchte man selbst etwas auflockern. Weil man die Frauen bemitleidet, hat man Hemmungen, Leistungen zu fordern, die ihnen nicht leichtfallen. Man möchte auch ein menschliches Konfliktlösungsmodell vorleben, und manchmal hat man die unbewußte Tendenz zur Harmonisierung. So entstehen Handlungen, die durchaus einfühlbar und *psychologisch* erscheinen, die aber gleichzeitig dem Ziel der Resoarbeit abträglich sind, denn sie entstammen nicht der Realität, sondern einer Fantasie über die Realität. Deswegen dienen sie nicht der Bewältigung der zukünftigen Berufsrealität, sondern tragen dazu bei, eine fantasierte Realität fest- und fortzuschreiben.

Betrachten wir das ziemlich einfache Beispiel einer Gefangenen, die im Grundrechnen immer wieder zu versagen drohte. Für ihre Gesellenprüfung waren Grundkenntnisse nötig. Eine Mitarbeiterin merkte, daß sie ihr nach jedem Test tröstend begegnete, ohne jemals die Forderung an sie heranzutragen, sich nochmals mit dem Stoff auseinanderzusetzen und die Arbeit zu wiederholen. Der „private“ Mensch reagierte auf die Enttäuschung und wollte sie lindern. Als Pädagogin in der Resozialisierungsarbeit fügt man andere Schritte hinzu. Man zeigt auf, wie das Ziel erreicht werden kann und man fordert, daß die Auszubildende dafür Verantwortung trägt.

Es kommt darauf an, sowohl den Menschen wie auch das Ziel ernst zu nehmen und dies durch entsprechende Erwartungen deutlich zu machen. Falls man diese zielbezogenen Schritte nicht vollzieht, bleibt man in einem Zusammenspiel, einer Kollusion mit dem Gefangenen oder der Gruppe. Bekannte Rollen werden wiederholt und die Gefangene wird nicht dazu veranlaßt, neue Fähigkeiten und Rollensegmente zu entwickeln. In diesem Fall hätte die Auszubildende lernen können, daß manches nur nach wiederholten Anläufen klappt, daß Durchhalten eine aktive und nicht nur eine passive Tätigkeit ist. Viele Auszubildende brauchen eine Kombination aus Verständnis und Forderung. Sie dient nicht nur dem Ziel der Resozialisierung, sondern spricht das „Ich“ der Auszubildenden an und wirkt der Passivierung entgegen. Dies fällt in einer Institution wie dem Gefängnis zunächst schwer.

Ein Beispiel der projektiven Identifikation mancher Teammitglieder mit den sich auflehrenden Gefangenen zeigt, wie dieser Prozeß die Resozialisierungsarbeit beeinflussen könnte.

Eine neue Mitarbeiterin wurde in der ersten Stunde von den auszubildenden Köchinnen vor die Tatsache gestellt, daß sie entschlossen waren, erst zu spülen, bevor sie zum theoretischen Unterricht kämen. Sie behaupteten, der Fachlehrer habe ihnen keine Zeit zum Spülen gegeben. Dies schien der neuen Unterrichtskraft einem Bummelstreik gleichzukommen. Sie fühlte sich in Frage gestellt und sah keine Möglichkeit, sich durchzusetzen und sofort mit dem Unterricht anzufangen. Sie entschloß sich mitzuspülen und „Tempo“ zu verlangen. Anschließend sprach sie mit den Frauen über den Vorfall und über Konfliktlösungen. Später als sie im Kreis der Kolleginnen war, fühlte sie sich physisch unwohl und unzufrieden. War sie zu autoritär gewesen? Sie stellte

ihre Rolle zur Diskussion. Die Teamdiskussion zeigte, daß über die Rollenauffassung zu dem Zeitpunkt keineswegs Konsens herrschte. Manche Kolleginnen meinten, ihre Aufgabe bestehe darin, Selbstbewußtsein, soziale Zusammenhänge und Solidarität zu vermitteln. Eine andere Untergruppe wollte die aggressive Seite der Auszubildenden nicht wahrhaben. Sie wollte deren Versuch unterstützen, etwas für sich durchzusetzen. Noch andere machten den Fachlehrer für die Misere verantwortlich und wollten durch bessere Organisation Konflikte beseitigen. Manche hätten dem Fachlehrer gern indirekt eine Lektion erteilt, indem sie den Köchinnen verboten hätten, zu dem Zeitpunkt zu spülen. Dies bedeutet psychisch, eigene aggressive Impulse durch andere an einen Dritten zu vermitteln. Die eigene Aggressivität erlebt man dabei nicht. Bemerkenswert scheint die Bereitschaft zu glauben, daß der Fachlehrer schuld sei, und das Verhalten der Auszubildenden dadurch zu erklären und zu entschuldigen. Im Laufe dieser Diskussion versuchte ich das real Erlebte in bezug zu setzen zu dem, was später von einer Köchin beruflich verlangt werden könnte. Nach längerer Überlegung wurde es einigen klar, daß diese Art von Verhalten zu ernsthaften Schwierigkeiten an einer zukünftigen Arbeitsstelle führen könnte. Die in der Diskussion zunächst bevorzugten Strategien der Mitarbeiterinnen waren Verleugnung der eigenen Hilflosigkeit durch Idealisierung des Verhaltens der Auszubildenden. Die projektive Identifikation mit ihnen bewirkte das indirekte Ausleben des eigenen Affekts gegen den „schuldigen“ Fachlehrer. Dies stand im Widerspruch zum Resozialisierungsziel des sozialen Lernens. Die ad hoc Lösung der neuen Fachkraft schien dieser nachträglich nicht vertretbar, aber sie brachte durchaus Realität in die Situation. Sie übte Führung aus, war aber nicht autoritär, und zum Schluß besprach sie den Vorfall mit den Betroffenen. Sie hatte sich verhalten, als wäre sie nicht im Gefängnis. Sie gestand ihren Kolleginnen, daß sie Angst hatte, und diese behagte ihr nicht. Diese Angst durchzuarbeiten ist keine geringe Forderung. Aber damit hält die Realität Einzug in die Resozialisierungsarbeit. Umgekehrt führt der Umgang mit Angst durch Spaltung und die Vermeidung von Konflikten durch Idealisierung der Auszubildenden weg von einer wirklichkeitstreuen Konfrontation. Die Lernmöglichkeit, wie man ärgerliche, konflikthafte Situationen durchstehen kann, würde dadurch verpaßt. Gerade diese Lernmöglichkeiten sind für Resozialisierung zentral.

In der geschilderten Episode zeigt sich deutlich eine Unsicherheit in der Rollenauffassung, aber, wird man sich sagen, es ist kein Kind in den Brunnen gefallen. Positiv ist hervorzuheben, daß der Konflikt offen mit den Frauen besprochen werden konnte. Im Laufe der Zeit entwickelte das Team die Auffassung, daß Sozialtraining, das als explizites Fach im Programm enthalten war, ein fächerübergreifendes Vorhaben sein sollte. Neben dem Einüben neuer Verhaltensweisen in hypothetischen Situationen durch Rollenspiele erkannten die Mitarbeiterinnen, daß das Aufgreifen von aktuellen Konflikten das wertvollste und schwierigste Sozialtraining sein könnte. Sie versuchten, die berufliche Situation vorwegzunehmen. Das Team hatte sich selbst dabei ertappt, die Vorfälle innerhalb der Institution als Ausnahmen ansehen zu wollen und begann dann zu überlegen, daß ähnliche Vorfälle, Zwickmühlen und Willkürlichkeiten auch drau-

Ben im Berufsleben zu erwarten sind. Sie erkannten, daß die Berufsausbildung, auch im Gefängnis, eine Berufswelt mit ihren unangenehmen Begleiterscheinungen darstellt. Durch diese Erkenntnis und durch die Bearbeitung der eigenen Angst war man dann in der Lage, die Alltagssituation in der Ausbildung innerhalb des Gefängnisses integrierend aufzugreifen und in bezug zu dem Berufsleben draußen zu setzen. Man führte den Umgang mit der Realität, mit der momentanen Realität, ein.

In diesem Beitrag habe ich einige psychische Faktoren vorgestellt, die Resozialisierungsarbeit in der totalen Institution JVA behindern können. Daß auch die infrastrukturellen Bedingungen eines Projekts, wie z.B. die Einbindung bei einem oder mehreren Trägern sowie finanzielle Faktoren, zusätzlich zu den Rahmenbedingungen der totalen Institution auch einen starken psychischen Niederschlag haben, muß man ausdrücklich betonen. Dieser Punkt wird meines Erachtens häufig übersehen. Aus den Ausführungen wird ersichtlich, daß die Resozialisierungsarbeit im Gefängnis große Zuverlässigkeit und Arbeit mit Grenzen fordert. Auf einer anderen Ebene handeln die Träger laufend ihre Zuständigkeiten und finanzielle Beiträge neu aus; ständiger Wandel und Anpassung an Bedingungen des Arbeitsmarktes werden von der Sache her verlangt. Diese Entwicklungen wirken direkt auf das Team ein. Das Team muß also aus ständig wechselnden Bedingungen eine zuverlässige Konstanz herstellen. Diese Transformationsaufgabe ist ein wenig beachteter aber wesentlicher Teil von Resozialisierungsarbeit. Würden die auf das Team einwirkenden Einflüsse unbemerkt an die Auszubildenden weitergegeben, würde man bei ihnen Unsicherheit hervorrufen und die Verlässlichkeit der Rahmenbedingungen untergraben. Nebenbei würde ein Klima der Unruhe in die JVA hineingetragen. Diese Transformationsaufgabe muß in das Kalkül einbezogen werden. Genau wie die Straffälligen gewisse Voraussetzungen brauchen, um Berufsverhalten lernen zu können, brauchen Resozialisierungsprojekte die Bereitstellung von gewissen Rahmenbedingungen, nämlich von Zeit, Arbeitskapazität und Sicherheit, um die auf sie einwirkenden Einflüsse zu bearbeiten und daraus den konstanten Rahmen für die Resozialisierungsarbeit herzustellen.

Die begrenzenden Faktoren können nicht genügend reflektierte Beziehungen zu den Auszubildenden sowie zu den Trägern eines Projekts sein. Die unbewußten Aspekte der Beziehungen zu den Auszubildenden müssen exploriert werden, damit man nicht in Kollusionen mit den Straffälligen verwickelt wird. Die Beziehungen zu Trägern eines Projekts und zu den von außen gestellten wechselnden Forderungen müssen bearbeitet werden, damit man sie im Sinne eines pädagogischen Umgangs mit Grenzen in die Resozialisierungsarbeit integrieren kann. Diese Prozesse nehmen Zeit ein und können nicht nebenher laufen. Wenn ihnen keine Zeit beigemessen wird,

begrenzt man die Möglichkeit, adäquate Sozialisationsbedingungen in diesem komplizierten Feld herzustellen. Dies trifft die Resozialisierungsarbeit als pädagogischen Prozeß in ihrem Kern.

Anmerkung

(1) Siehe z. B. Jaques 1981; Menzies 1977; Richter 1976; Fürstenau 1979 und Mentzos 1976.

Literatur

FÜRSTENAU, P., Zur Theorie psychoanalytischer Praxis, Psychoanalytisch-sozialwissenschaftliche Studien, Stuttgart (Klett-Cotta) 1979.

JAQUES, E., Social Systems as a Defense Against Persecutory and Depressive Anxiety, In: G. S. Gibbard/J. J. Hartmann/R. D. Mann, Hrsg., Analysis of Groups, San Francisco/Washington/London (Jossey-Bass Publishers) 1981

MENZIES, I. E. P., Social Systems as a Defence Against Anxiety. London (The Tavistock Institute of Human Relations) 1977.

MENTZOS, S., Interpersonale und institutionalisierte Abwehr, Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1976

RICHTER, H. E. Flüchten oder Standhalten. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt) 1976

25. 2. 1985

Guaitastraße 6, 6242 Kronberg